



TORSTEN NICODEMUS

DER HERR DES  
BLUTES  
— DER WEG ZUR MACHT —

AKTIOKRAT VERLAG

TORSTEN NICODEMUS

DER HERR DES  
BLUTES

BAND I

~ DER WEG ZUR MACHT ~

AKTIOKRAT VERLAG

# LESEPROBE

Dieses Leseprobe-PDF ist urheberrechtlich geschützt.

© 2026 Aktiokrat Verlag · Torsten Nicodemus

Alle Rechte vorbehalten.

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe.

## Kapitel 1

# *Der letzte Morgen des Königs*

Der Wind zerrte an den Zeltbahnen, als wolle er das Lager selbst auseinander reißen.

Draußen lag das Schlachtfeld unter einem bleigrauen Himmel. Nebel kroch in langen, trägen Schwaden über die Ebene, schob sich zwischen zerbrochene Wagenräder, halb verbrannte Feuerstellen und die dunklen Leiber angebundener Pferde. Irgendwo schnaubte eines der Tiere nervös. Ketten klirrten. Ein Mann hustete. Ein anderer fluchte leise, weil seine kalten Finger den Riemen seiner Rüstung nicht schließen konnten.

Dann wieder dieses dumpfe, langsame Schlagen einer Trommel, weit entfernt, irgendwo jenseits des Flusses.

Boom.

Eine Pause.

Boom.

Es klang nicht wie ein Signal. Es klang wie ein Herzschlag.

König Dragomirs Zelt stand am Rand eines niedrigen Hügels. Das größte im Lager. Schwarz, schwer, vom Regen dunkel geworden. Über dem Eingang hing das Banner seiner Familie: ein Wolfskopf, durchbohrt von einem Schwert. Der Stoff war an den Rändern ausgefranst. Ein alter Riss zog sich durch das linke Auge des Wolfes.

Im Inneren roch es nach kaltem Rauch, nasser Wolle und Leder. Zwei eiserne Schalen mit Öl standen auf dem Tisch und tauchten

das Zelt in flackerndes, unruhiges Licht. Die Schatten der Männer bewegten sich über die Wände wie Gespenster.

König Dragomir stand schwer auf den Tisch gestützt. Seine Hände lagen links und rechts neben der Karte, als wolle er verhindern, dass sie vom Wind davon geweht wurde. Er war noch immer ein großer Mann. Breite Schultern. Dicke Finger. Ein Gesicht, das vom Leben gezeichnet war. An den Schläfen war das dunkle Haar grau geworden. Die alte Narbe, die vom Ohr bis zum Kinn verlief, war im flackernden Licht nur noch deutlicher zu sehen.

Seine Rüstung lag halb geöffnet auf einem Stuhl in der Ecke. Das blanke Metall war stumpf vom Regen und vom Dreck der vergangenen Tage. Jemand hatte versucht, das Blut vom Brustpanzer zu wischen. Es war nicht ganz gelungen.

Er trug nur das schwarze Wams darunter, die Ärmel bis zu den Unterarmen hoch geschoben. Auf seinem linken Handrücken verlief ein feiner Schnitt, kaum älter als ein paar Stunden.

Vor ihm lag die Karte.

Der Fluss.

Die Hügel.

Die Wälder.

Und dort, auf der anderen Seite, die Stellung des Feindes.

Kleine schwarze Steine markierten seine Männer. Rote die des Gegners.

Zu viele rote.

Neben ihm seine drei Berater. Der hagere Aurel fuhr sich mit zwei Fingern über den Bart. Seine Nägel waren schwarz vor Schmutz.

„Wenn wir frontal angreifen, verlieren wir zu viele Männer“, sagte er. Seine Stimme war leise, aber angespannt. „Sie warten genau darauf. Sie haben den Fluss im Rücken und die Anhöhe vor sich. Sie werden uns abschlagen.“

Ein Windstoß fuhr durch das Zelt. Die Flammen der Ölschalen flackerten. Für einen Augenblick wurde alles dunkel.

Der jüngste seiner Berater Marek, hob den Kopf.

Er stand etwas abseits, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Der lederne Armschutz an seinem linken Unterarm war voller Kratzer. Über seinem rechten Auge verlief eine schmale, weiße Narbe bis in den Haaransatz.

„Und wenn wir warten“, sagte er, „kommen morgen die Verstärkungen aus dem Süden.“

Er trat näher an den Tisch und tippte mit einem Finger auf die Karte.

„Hier. Über den Pass.“

Sein Finger blieb auf dem Pergament liegen.

„Dann sind wir verloren.“

Draußen erklang wieder die Trommel.

Boom.

König Dragomir hob langsam den Blick.

Das Feuer spiegelte sich dunkel in seinen Augen. Er sah zuerst den alten Drambor an, der ihm gegenüber stand. Dann zu Aurel und Marek. Danach zur Zeltwand, hinter der der Wind heulte.

Eine Weile sagte niemand etwas.

Man hörte nur das Flattern der Stoffbahnen, das Knacken der Ölschalen und das entfernte Stampfen der Pferde draußen.

„Wie viele Männer?“, fragte Dragomir schließlich.

„Vielleicht noch zweitausend kampffähig“, sagte der Alte.

„Vielleicht“, wiederholte Dragomir.

Seine Stimme war ruhig.

Zu ruhig.

„Und wie viele auf ihrer Seite?“

Niemand antwortete sofort.

Marek zog den Mundwinkel kaum merklich nach unten.

„Dreitausend“, sagte er schließlich. „Vielleicht mehr.“

König Dragomir nickte langsam.

Er blickte wieder auf die Karte hinab. Auf die kleinen schwarzen Steine. Auf die roten.

Dann schob er die roten mit einer langsamen Bewegung vom Tisch. Einen nach dem anderen. Sie fielen auf das Holz und rollten klackernd über den Boden.

„Dann greifen wir heute an.“

Im Zelt wurde es still.

Selbst die Trommel draußen schien für einen Augenblick zu schweigen.

Aurel hob den Kopf.

„Mein König—“

„Nein.“

Dragomir richtete sich auf. Seine Gelenke knackten leise. Er war müde. Müder, als er es jemals zugeben würde. Seit Tagen hatte er kaum geschlafen. Sein Rücken schmerzte. Seine linke Hand zitterte manchmal, wenn niemand hinsah.

Aber seine Stimme blieb fest.

„Wenn wir warten, sterben wir morgen.“

Er sah Marek an.

„Wenn wir angreifen, sterben wir vielleicht heute.“

Wieder schwieg er kurz.

„Vielleicht aber auch nicht.“

Der Wind drückte die Zeltwand nach innen. Einer der Heringe draußen quietschte im aufgeweichten Boden.

Drambor trat einen Schritt näher.

„Ihr solltet hinter den Linien bleiben.“

Er sagte es vorsichtig. Fast bittend.

„Wenn Euch etwas geschieht—“

„Wenn mir etwas geschieht“, unterbrach Dragomir ruhig, „dann wird wenigstens gesagt werden, dass ich bei meinen Männern war.“

Er wandte sich ab, ging zu dem Stuhl in der Ecke und griff nach seiner Rüstung.

Das Metall war kalt.

Einen Moment hielt er den Brustpanzer einfach nur in den Händen. Das Licht der Ölschalen spiegelte sich stumpf darin. Dann zog er ihn an. Langsam. Als würde jede Schnalle, jeder Lederriemen ihn ein Stück schwerer machen.

Das Leder knarrte leise.

Metall klirrte.

Niemand sprach.

Marek beobachtete ihn schweigend.

Sein Blick ruhte einen Augenblick auf Dragomirs Rücken.

Dann griff Dragomir nach dem Schwertgurt.

Die Klinge glitt ein Stück aus der Scheide.

Blank.

Schwer.

Alt.

Sein Vater hatte sie getragen.

Jetzt war sie seine.

Er erinnerte sich plötzlich an dessen Hände. Daran, wie er als Junge dieselbe Klinge halten wollen und sie viel zu schwer gewesen war. Sein Vater hatte gelacht.

“Du wirst noch früh genug lernen, wie schwer ein Schwert wirklich ist.”

Dragomir schloss kurz die Augen.

Dann legte er sich den Gurt um.

„Ihr werdet mich begleiten“, sagte er, ohne sich umzudrehen.

Niemand antwortete.

Für einen kurzen Moment senkten die Männer die Köpfe.

Nicht aus Gehorsam.

Sondern weil jeder von ihnen wusste, dass manche Schlachten schon verloren sind, bevor das erste Schwert gezogen wird.

\*

Der Wind strich kalt über das Lager.

Zwischen den Zelten hing feuchter Nebel. Pferde stampften unruhig im Schlamm, irgendwo klirrte Metall, Männer riefen einander Befehle zu. Es roch nach Rauch, Leder und nasser Erde.

König Dragomir stand bei seinem Pferd.

Ein Knecht zog die letzten Riemen am Sattel fest. Dragomir trug bereits die Rüstung, den schweren Pelzumhang darüber. Das graue Licht des Morgens ließ ihn älter wirken.

„Zu fest“, knurrte er.

Der Knecht zuckte zusammen und lockerte hastig den Gurt.

„Verzeiht, mein Lord.“

Dragomir antwortete nicht.

Er strich seinem Pferd über den Hals. Das Tier schnaubte und schlug mit dem Huf gegen den Boden.

„Es spürt es auch“, sagte eine Stimme.

Dragomir wandte den Kopf.

Nicolas kam zwischen den Zelten hervor.

Er war kaum zwanzig. Zu jung für eine Schlacht. Und doch trug er bereits Kettenhemd und Schwert. Der Nebel hing in seinem dunklen Haar.

Für einen Augenblick musste Dragomir an Mihai denken.

Nicht weil die beiden sich ähnlich sahen.

Sondern weil sie gemeinsam aufgewachsen waren. Weil Nicolas jahrelang öfter im Burghof gewesen war als in seinem eigenen Zu-

hause. Weil Mihai als Kind einmal geschworen hatte, dass sie beide zusammen in die Schlacht ziehen würden, wenn sie alt genug waren.

Damals hatte Dragomir gelacht.

Jetzt tat er es nicht mehr.

„Du solltest schlafen“, sagte er.

„Und Ihr solltet nicht in die erste Reihe reiten.“

Ein kurzes, raues Lächeln huschte über Dragomirs Gesicht.

„Dann sind wir beide töricht.“

Nicolas blieb neben ihm stehen. Hinter ihnen führte man Pferde vorbei. Ein Soldat zog hustend an ihnen vorbei, den Helm unter dem Arm. Irgendwo in der Ferne erklang dumpf ein Horn.

„Mihai wird wütend sein“, sagte Nicolas schließlich.

„Weil ich ihn nicht mitnehme?“

„Weil Ihr mich mitnehmt.“

Diesmal lachte Dragomir wirklich. Kurz. Leise.

„Mihai ist ein Junge.“

„Und ich?“

Dragomir sah ihn an.

Lange.

„Du bist alt genug, um zu glauben, du wärst ein Mann.“

Nicolas senkte kurz den Blick. Dann griff er nach dem Zaum seines Pferdes.

„Ich werde bei Euch bleiben.“

„Nein.“

„Mein König—“

„Du wirst bei der rechten Flanke reiten. Wenn wir sie durchbrechen, nimmst du zwanzig Mann und sicherst den Hügel.“

„Ich will nicht auf einem Hügel stehen, während Ihr—“

„Das ist kein Wunsch.“

Die Worte waren hart.

Nicolas biss die Zähne zusammen.

Dann nickte er.

Dragomir trat einen Schritt näher. Legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Wenn etwas schiefgeht“, sagte er leise, „reitest du zurück zur Burg.“

Nicolas starrte ihn an.

„Nein.“

„Das war kein Vorschlag.“

„Ich lasse Euch nicht allein.“

„Du wirst Mihai brauchen, und Mihai braucht dich.“

Wieder dieses Schweigen.

Der Wind zerrte an den Bannern.

Schließlich griff Dragomir in seinen Gürtel und zog einen schmalen Ring aus schwarzem Metall hervor. Darin war das Wapen seines Hauses eingelassen.

„Falls ich nicht zurückkehre.“

Nicolas sah auf den Ring hinunter.

„Ihr werdet zurückkehren.“

„Falls nicht.“

Zögernd nahm Nicolas ihn.

Im selben Augenblick trat Radu aus dem Nebel.

Er blieb einige Schritte entfernt stehen.

„Mein König. Die Männer warten.“

Dragomir nickte, ohne den Blick von Nicolas zu nehmen.

Radu sah kurz zu dem Ring in dessen Hand.

„Nicolas“, sagte Dragomir ruhig. „Vergiss nicht, was wir besprochen haben.“

Nicolas' Finger schlossen sich um den Ring.

Ein Augenblick.

Vielleicht nur ein Atemzug.

Dann nickte er.

„Nein“, sagte er leise. „Das werde ich nicht.“

Dann stieg Dragomir in den Sattel.

Wenige Minuten später ritt das Heer hinaus auf das Feld.

Und Nicolas trug den Ring des Königs bei sich, als die Schlacht begann.

\*

Das Horn erklang.

Tief.

Lang.

Ein Laut wie das Heulen eines sterbenden Tieres.

Er rollte über das Tal, über den Fluss, hinauf zu den kahlen Hügeln und hinaus in die Wälder dahinter.

Im Lager hoben die Männer die Köpfe.

Überall griffen Hände nach Schwertern, Speeren, Schilden. Einer der Soldaten bekreuzigte sich hastig. Ein anderer küsste das kleine Holzamulett, das unter seinem Wams hing, bevor er es zurück unter den Stoff schob. Ein Junge, kaum sechzehn, versuchte mit zitternden Fingern den Riemen seines Helms zu schließen. Neben ihm nahm ein alter Soldat ihm wortlos den Helm aus der Hand und machte es für ihn.

Niemand sprach laut.

Zu viele wussten, dass dies vielleicht ihre letzten Minuten waren.

König Dragomir saß auf seinem Pferd am Rand der Anhöhe.

Der Wind riss an seinem Mantel. Die schwarzen Federn am Hals seines Pferdes flatterten. Unter ihm breitete sich das Schlachtfeld aus.

Das Tal war breit und offen. Der Regen der vergangenen Tage hatte den Boden in ein Meer aus Schlamm verwandelt. Der Fluss durchschnitt die Ebene wie eine graue Narbe. Dahinter erhob sich die Anhöhe, auf der der Feind stand.

Sie warteten bereits.

Eine dunkle Wand aus Stahl, Bannern und Speeren.

Tausende Männer.

Unbeweglich.

Wartend.

Zwischen den Reihen flatterten rote Banner im Wind. Schwarze Vögel kreisten darüber.

Dragomir kannte die Männer auf der anderen Seite nicht.

Aber er kannte den Blick, mit dem sie dort standen.

Müde.

Hungrig.

Verängstigt.

Genau wie seine eigenen.

Er drehte sich halb im Sattel um.

Hinter ihm standen seine Männer.

Seine letzten Männer.

Gesichter.

Verschmutzt. Müde. Verängstigt.

Bauern mit rostigen Helmen. Schmiede. Väter. Jungen, die zu früh Männer werden müssen. Alte Soldaten mit grauen Bärten und leeren Augen.

Ein Mann hielt noch immer den zerrissenen Stoffetzen um seinen Arm gebunden, den seine Tochter ihm vor dem Aufbruch gegeben hatte.

Ein anderer hatte Tränen in den Augen.

Niemand lachte mehr.

Sie sahen ihn an.

Und für einen Augenblick begriff Dragomir, dass sie gar nicht auf einen Plan warteten.

Sie warteten auf ihn.

Nicht auf einen König.

Auf einen Mann, der ihnen sagte, dass sie noch nicht verloren hatten.

König Dragomir zog sein Schwert.

Das Metall blitzte grau im fahlen Licht.

Er hob es langsam.

„Mit mir“, sagte er.

Nicht laut.

Und doch hörten sie es.

Vielleicht, weil alles andere still geworden war.

„Mit mir“, sagte er noch einmal.

Dann drehte er sein Pferd.

„Vorwärts!“

Die Pferde setzten sich in Bewegung.

Langsam zuerst.

Der Schlamm sog an den Hufen.

Dann schneller.

Immer schneller.

Der Wind brüllte ihnen entgegen. Regen peitschte ihnen ins Gesicht. Hinter Dragomir donnerten die Hufe hunderter Pferde über die Erde.

Die Welt wurde zu Lärm.

Zu Bewegung.

Zu Angst.

Nicolas ritt auf der rechten Flanke.

Er sah Dragomir einige Reihen vor sich, den schwarzen Umhang, das erhobene Schwert. Neben ihm ritten Männer, die er seit seiner Kindheit kannte. Einer schrie etwas. Nicolas verstand die Worte nicht.

Er spürte nur den Ring in seiner Tasche.

Vor ihnen wurde die Reihe des Feindes größer.

Immer größer.

Dann trafen sie aufeinander.

Der Aufprall erschütterte die Welt.

Ein Pferd überschlug sich direkt vor Nicolas. Der Reiter wurde unter die Hufe gerissen. Ein Speer zerbarst am Schild eines Mannes neben ihm. Irgendwo schrie jemand so laut, dass es kaum noch menschlich klang.

König Dragomir ritt mitten hinein.

Sein Schwert traf den ersten Gegner am Hals. Warmes Blut spritzte über seine Hand. Der Mann fiel rückwärts vom Pferd.

Ein zweiter sprang ihn an.

Dragomir rammte ihm die Klinge in den Bauch.

Rechts von ihm kämpfte der alte Drambor, schreiend, das Gesicht voller Blut. Er verlor den Helm, bemerkte es nicht einmal.

Für einen Augenblick sah es aus, als könnten sie gewinnen.

Der Feind wich zurück.

Die erste Reihe brach.

Dragomirs Männer brüllten auf.

Sie drängten nach.

Noch ein paar Schritte.

Noch ein Stoß.

Noch einmal.

Dann schrie sein Pferd.

Ein hässlicher, fast menschlicher Laut.

Etwas traf das Tier in die Brust.  
Vielleicht ein Speer.  
Vielleicht ein Pfeil.  
Dragomir sah es nicht.  
Das Pferd bäumte sich auf.  
Für einen einzigen Augenblick hing die Welt still.  
Dann verlor er den Halt.  
Er sah den Himmel.  
Grau.  
Leer.  
Dann schlug er auf.  
Hart.  
Der Schmerz fuhr ihm durch Rücken und Schulter. Schlamm  
spritzte ihm ins Gesicht. Für einen Moment bekam er keine Luft.  
Um ihn herum tobte die Schlacht weiter.  
Hufe.  
Schreie.  
Stahl.  
Jemand trat ihm beinahe auf die Hand.  
Dragomir rollte sich herum, gerade rechtzeitig.  
Ein feindlicher Soldat war über ihm.  
Das Schwert sauste herab.  
Dragomir riss seine eigene Klinge hoch.  
Metall kreischte.  
Er stieß den Mann zurück.  
Ein Schlag.  
Noch einer.  
Der Feind fiel.  
Ein zweiter kam.

Dragomir traf ihn am Bein. Dann am Hals.

Blut tropfte von seiner Klinge in den Schlamm.

Er taumelte wieder auf die Beine.

Seine Schulter brannte. Sein Atem ging schwer. Überall um ihn herum rannten Männer. Pferde ohne Reiter jagten über das Feld. Einer seiner Soldaten kniete im Schlamm und drückte beide Hände auf seinen aufgerissenen Bauch.

Und hinter sich hörte Dragomir seine eigenen Leute.

Sie kamen.

Er wusste es.

Noch ein paar Schritte.

Noch ein paar Herzschläge.

Dann war da plötzlich jemand hinter ihm.

So nah, dass er den Atem spüren konnte.

Und dann—

Schmerz.

Heiß.

Tief.

So plötzlich, dass er zuerst glaubte, ihn hätte ein Hammer getroffen.

König Dragomir erstarrte.

Sein Atem stockte.

Langsam blickte er hinab.

Aus seiner Brust ragte die Spitze eines Messers.

Dunkelrot.

Blut tropfte daran herab.

Einen Augenblick verstand er es nicht.

Die Schreie um ihn herum wurden leiser.

Die Schwerter.

Die Pferde.

Der Wind.  
Alles rückte in die Ferne.  
Langsam drehte er den Kopf.  
Hinter ihm stand Marek.  
Der Mann mit der Narbe über dem Auge.  
Sein Gesicht war voller Blut.  
Nicht sein eigenes.  
Und er lächelte.  
Nicht breit.  
Nicht wahnsinnig.  
Nur dieses kleine, ruhige Lächeln.  
Fast traurig.  
„Verzeiht mir“, sagte er leise.  
Dann zog er das Messer heraus.  
König Dragomir sank auf die Knie.  
Der Schlamm war kalt.  
Vor seinen Augen verschwamm das Schlachtfeld.  
Die Banner.  
Die Männer.  
Der Himmel.  
Er dachte an die Burg.  
An seine Frau.  
An Mihai.  
Und plötzlich sah er ihn wieder vor sich.  
Nicht als Mann.  
Als Kind.

Vielleicht sieben Jahre alt, mit einem Holzsword in der Hand,  
viel zu groß für ihn. Lachend. Stolz, weil er seinen Vater zum ersten  
Mal „besiegt“ hatte.

Dragomir hatte ihn damals hochgehoben.

“Heute nicht”, hatte Mihai geschimpft. “Heute bin ich ein Ritter.”

Dragomir wollte lächeln.

Er schaffte es nicht mehr.

Dann fiel er vornüber in den Schlamm.

Und über ihm war nur noch der graue, leere Himmel.

## Kapitel 4

# *Zwischen Schweigen und Verdacht*

Am nächsten Nachmittag wurde Nicolas zurückgebracht.  
Nicht freiwillig.

Zwei Reiter führten ihn durch das Burgtor. Seine Hände waren gefesselt. Sein Gesicht war voller Staub und getrocknetem Blut. Die linke Seite seines Wamses war aufgerissen. Darunter zeichnete sich ein dunkler Fleck ab, wo eine Wunde notdürftig verbunden worden war.

Das Pferd unter ihm schwankte vor Erschöpfung. Weißer Schaum hing an seinen Flanken.

Einer der Männer zog hart an den Zügeln, als sie unter dem Torbogen hindurch ritten.

Die Nachricht verbreitete sich schneller als Feuer.

Noch bevor Mihai den Hof erreichte, hörte er Stimmen.

Gedämpft zuerst.

Dann mehr.

Ein Flüstern, das sich von Fenster zu Fenster, von Tür zu Tür, von Mund zu Mund durch die Burg fraß.

Sie haben ihn gefunden.

Der Sohn des Hauses Muresan.

Den Mörder.

Als Mihai die Stufen hinunter in den Hof trat, standen bereits Dutzende Menschen dort.

Soldaten.

Diener.

Frauen.

Ein paar Kinder, die zu nah gekommen waren und nun von ihren Müttern zurückgezogen wurden.

Niemand sagte etwas.

Aber sie sahen zu.

Sie standen im Halbkreis um die Reiter, eng genug, dass Mihai spürte, wie sich ihre Erwartung wie etwas Unsichtbares durch den Hof spannte.

Nicolas hob den Kopf, als er Mihai sah.

Für einen Moment war da Erleichterung in seinem Gesicht.

Echte Erleichterung.

Als hätte allein Mihais Anblick bedeutet, dass alles gut werden konnte.

Dann bemerkte er die Männer neben ihm.

Onkel Radu.

Den Priester.

Lord Stefan.

Und die Erleichterung verschwand.

„Ich bin nicht geflohen“, sagte Nicolas sofort.

Seine Stimme war heiser. Rau. Als hätte er seit Stunden nichts getrunken.

„Mein Pferd ist durchgegangen. Ich wurde im Wald von zwei Männern angegriffen. Ich—“

„Wo wart Ihr die ganze Nacht?“, unterbrach Onkel Radu.

Nicolas sah ihn an.

Dann kurz zu Mihai.

„Im alten Jagdhaus am Fluss.“

„Allein“, ergänzte Nicolas sofort.

Dann hielt er kurz inne.

„Zumindest als ich dort ankam.“

Aber im Hof war es so still, dass jeder dieses kurze Zögern hörte.

Ein Murmeln ging durch die Menge.

Nicht laut.

Aber genug.

Lord Stefan stand still wie Stein.

Nur seine rechte Hand bewegte sich.

Ganz leicht.

Als würde er etwas festhalten.

Oder loslassen.

Sein Gesicht blieb leer.

Fast schlimmer als Wut.

„Man hat Euer Messer bei König Dragomir gefunden“, sagte Radu.

Nicolas sah von einem zum anderen.

Und wurde bleich.

Nicht gespielt.

Nicht übertrieben.

Einfach bleich.

„Das—“

Zum ersten Mal fand er keine Worte.

„Das Messer wurde Euch letzten Winter von Eurem Vater geschenkt“, sagte der Priester leise.

„Jeder hier kennt es.“

Wieder ging ein Murmeln durch den Hof.

Mihai sah zu Nicolas.

Und plötzlich erinnerte er sich.

Letzter Winter.

Der große Saal.

Nicolas hatte das Messer stolz an seinem Gürtel getragen und Mihai unter dem Tisch angestoßen.

„Siehst du? Jetzt bin ich endlich gefährlich.“

„Du warst vorher schon gefährlich.“

„Nein. Vorher war ich nur dumm.“

Damals hatten sie gelacht.

Jetzt lag dieselbe Klinge wie ein Urteil zwischen ihnen.

Nicolas sah zu Mihai.

Nicht lange.

Nur einen Augenblick.

Als wollte er noch etwas sagen.

Oder verstehen, wie alles so weit hatte kommen können.

Aber Mihai sagte nichts.

Er konnte nicht.

„Führt ihn fort“, sagte Onkel Radu.

„Nein“, sagte Mihai.

Alle sahen ihn an.

Er spürte es sofort.

Jeden Blick.

Jedes Warten.

Der Wind fuhr durch den Hof und ließ die Banner flattern. Irgendwo schrie ein Pferd.

Mihai trat langsam die Stufen hinunter.

Langsamer, als er wollte.

Bis er direkt vor Nicolas stand.

Er kannte jede Narbe in diesem Gesicht.

Den kleinen Schnitt am Kinn vom letzten Sommer.

Die helle Stelle über der Augenbraue, wo ihn einmal ein Pferd getreten hatte.

Die feine Linie an seiner Lippe, weil Mihai ihn mit zwölf beim Fechten zu hart getroffen hatte.

Nicolas sah ihn an.

Nicht trotzig.

Nicht wütend.

Nur erschöpft.

Und verletzt.

Nicht an der Wunde.

An allem anderen.

„Ich habe es nicht getan“, sagte er leise.

Mihai glaubte ihm.

Oder wollte ihm glauben.

Aber die Fakten lagen wie Steine zwischen ihnen.

Das Messer.

Das Verschwinden.

Die Zeugenaussage.

Und wenn Nicolas unschuldig war—

Warum passte dann alles so verdammt gut?

„Werft ihn in den Turm“, sagte Mihai schließlich.

Ein Raunen ging durch den Hof.

Nicht laut.

Aber deutlich.

Keine Verurteilung.

Keine Freilassung.

Nur Aufschub.

Die schlimmste Entscheidung von allen.

Denn jetzt musste jeder warten.

Nicolas.

Onkel Radu.

Lord Stefan.

Der Hof.

Und Mihai selbst.

Zwei Wachen griffen nach Nicolas' Armen.

Er wehrte sich nicht.

Er sah Mihai nur an, während sie ihn wegführten.

Nicht wütend.

Nicht flehend.

Fast schlimmer.

Als würde er immer noch glauben, dass Mihai die Wahrheit erkennen würde.

\*

Seine Mutter wartete bereits in seinen Gemächern.

Sie stand vor dem Feuer, die Hände vor sich verschränkt. Das Licht der Flammen ließ die goldenen Fäden in ihrem dunklen Kleid aufleuchten. Hinter ihr schlug der Wind gegen die Fensterläden.

Sie drehte sich nicht um, als Mihai eintrat.

„Du hättest ihn freilassen oder richten müssen“, sagte sie, noch bevor die Tür hinter ihm geschlossen war.

Mihai blieb stehen.

„Ich weiß es nicht.“

Jetzt drehte sie sich um.

Langsam.

„Das ist das Problem.“

Mihai fuhr herum.

„Er ist mein Freund.“

„Und dein Vater ist tot.“

Ihre Stimme war ruhig.

Zu ruhig.

Als würde sie sich jede andere Regung verbieten.

„Die Leute werden dir nicht vorwerfen, dass du trauerst“, sagte sie.

„Sie werden dir vorwerfen, dass du zögerst.“

Mihai sah zum Fenster.

Draußen wurde es dunkel.

Im Hof brannten Fackeln.

Er konnte die Spitze des Turms sehen.

Dort oben saß Nicolas.

Allein.

Vielleicht glaubte er immer noch, dass alles gut werden würde.

Vielleicht wusste er längst, dass es das nicht würde.

„Was, wenn er unschuldig ist?“

Seine Mutter schwieg einen Augenblick.

Dann trat sie näher.

„Dann ist das grausam.“

„Und wenn er unschuldig ist und du ihn trotzdem verurteilst“, sagte sie leise, „wird Gott es vielleicht nie vergessen.“

Mihai sah sie an.

„Aber die Männer werden es.“

Sie blieb direkt vor ihm stehen.

„Aber wenn er schuldig ist und du tust nichts, wird jeder Mann in dieser Burg glauben, dass du zu schwach bist, um zu herrschen.“

Sie hob die Hand.

Legte sie ihm kurz an die Wange.

Nur einen Moment.

Ihre Finger waren kalt.

„Ein Herr darf zweifeln“, sagte sie leise.

„Er darf nur niemals zeigen, dass er zweifelt.“

\*

Er ging erst in der Nacht zum Turm.

Ohne Wachen.

Ohne Fackelträger.

Nur mit einer einzelnen Laterne in der Hand.

Die Stufen waren eng und feucht. Der Wind pfiff durch die Schießscharten. Wasser tropfte irgendwo von der Decke. Mit jedem Schritt wurde es kälter.

Unten in der Zelle saß Nicolas auf dem Boden.

Die Hände waren nicht mehr gefesselt.

Er hatte die Knie angezogen und den Rücken gegen die Wand gelehnt. Im flackernden Licht der Laterne wirkte er plötzlich jünger.

Fast wie damals.

Als sie sich im Stall versteckt hatten, weil sie Angst gehabt hatten, König Dragomir würde herausfinden, dass sie heimlich auf die Jagdpferde geklettert waren.

Er hob den Kopf, als Mihai kam.

„Ich habe mich schon gefragt, ob du kommst.“

Mihai blieb vor den Gitterstäben stehen.

Eine Weile sagte keiner etwas.

Sie waren plötzlich wieder Jungen.

Nur dass zwischen ihnen jetzt Eisen war.

„Warum bist du verschwunden?“, fragte Mihai schließlich.

Nicolas fuhr sich über das Gesicht.

„Weil ich ein Idiot bin.“

Zum ersten Mal klang er fast wie früher.

Fast.

„Mein Pferd war während der Schlacht durchgegangen und ich bin im Wald von ihm gestürzt. Zwei Männer haben mich dort gefunden. Sie trugen Farben von Varga an der Rüstung.“

„Vargas Männer also.“

Nicolas nickte langsam.

„Und dann?“

„Dann habe ich ihnen das Messer in die Schulter gerammt und bin weg gerannt.“

Mihai sah ihn an.

„Welches Messer?“

Nicolas blickte zu Boden.

„Nicht meines.“

Wieder dieses Zögern.

Wieder etwas, das nicht passte.

„Wo ist dein Messer?“

Nicolas sah ihn an.

Zum ersten Mal wirkte er wirklich verängstigt.

„Ich hatte es vor der Schlacht noch“, sagte er leise.

„Beim Aufbruch. Im Hof.“

Mihai schwieg.

„Später war es weg.“

„Weg?“

Nicolas nickte langsam.

„Und nicht nur das.“

Mihai runzelte die Stirn.

Nicolas sah zur Seite. Zum kleinen vergitterten Fenster. Als würde ihm selbst jetzt noch schwer fallen, darüber zu sprechen.

„Dein Vater hat mir vor der Schlacht etwas gegeben.“

Für einen Moment sagte Mihai nichts.

„Was?“

Nicolas schluckte.

„Seinen Ring.“

Mihai erstarrte.

„Welchen Ring?“

„Den mit dem Wolfskopf. Den, den er immer getragen hat.“

Nicolas hob langsam den Blick.

„Er hat gesagt, wenn ihm etwas passiert, soll ich zur Burg zurückreiten. Zu dir.“

Das kalte Licht der Laterne flackerte über die feuchten Steine.

Mihai erinnerte sich an den Ring.

Dunkles Silber. Schwer. Das Zeichen der Familie Dragomir.

Sein Vater hatte ihn fast nie abgelegt.

„Wo ist er?“, fragte Mihai leise.

Nicolas schloss kurz die Augen.

„Ich weiß es nicht.“

Mihai starrte ihn an.

„Was heißt das?“

„Nach der Schlacht haben mich diese Männer im Wald angegriffen. Danach habe ich es gerade noch bis zum Jagdhaus geschafft.“

Seine Stimme wurde leiser.

„Ich bin dort ohnmächtig geworden.“

Er machte eine kurze Pause.

„Und als ich wieder zu mir gekommen bin, war der Ring weg.“

Mihai sagte nichts.

Nicolas sah ihn an.

Zum ersten Mal lag etwas fast Verzweifertes in seinem Blick.  
„Ich habe überall gesucht“, flüsterte er.  
„Im ganzen Jagdhaus. Draußen. Im Schlamm. Im Gras.“  
Seine Finger schlossen sich langsam um die Eisenstäbe.  
„Aber ich habe ihn nicht gefunden.“  
Er schluckte.  
„Und da wusste ich, dass mir niemand mehr glauben würde.“  
Der Wind fuhr durch die Schießscharte.  
Er trat näher an die Gitter.  
„Aber ich habe deinen Vater nicht getötet.“  
Mihai sah in sein Gesicht.  
Sah die Angst.  
Die Müdigkeit.  
Und die Verletzung darüber, dass er ihm das überhaupt erklären musste.  
„Du musst mir glauben.“  
Mihai schloss kurz die Augen.  
„Ich will.“  
Das war das Schlimmste daran.  
Er wollte.  
Aber die Wahrheit wollte etwas anderes.

\*

Als Mihai später in seine Gemächer zurückkehrte, wartete bereits jemand dort.  
Lord Stefan stand am Fenster.  
Als hätte er gewusst, dass Mihai zum Turm gehen würde.  
Als hätte er schon die ganze Zeit dort gestanden.

Er drehte sich nicht um, als Mihai eintrat.

Draußen vor dem Fenster lag die Burg dunkel unter dem Nachthimmel. Nur der Turm ragte schwarz gegen die Wolken auf.

„Ihr wart bei ihm“, sagte Lord Stefan.

Keine Frage.

Mihai antwortete nicht.

Lord Stefan drehte sich langsam um.

In der Dunkelheit wirkte sein Gesicht härter als sonst.

Älter.

„Die Lords reden bereits“, sagte er.

„Sie sagen, Ihr seid nicht in der Lage, die Krone zu tragen.“

Mihai spürte, wie sich etwas in ihm zusammenzog.

„Sie sagen, der Mörder Eures Vaters sitzt im Turm.“

Er machte eine kurze Pause.

„Und dass Ihr trotzdem nichts tut.“

„Vielleicht, weil ich nicht jeden Mann töte, nur weil andere es von mir verlangen.“

„Nein“, sagte Lord Stefan ruhig.

„Vielleicht, weil Ihr hofft, dass jemand Euch die Entscheidung abnimmt.“

Die Worte trafen härter als ein Schlag.

Draußen heulte der Wind.

Draußen knackte das Feuer.

„Ich glaube nicht, dass Nicolas es war“, sagte Mihai leise.

Lord Stefan sah ihn lange an.

Und für einen Augenblick lag etwas in seinem Blick, das beinahe wie Schmerz aussah.

„Ich auch nicht“, sagte er.

Mihai hob überrascht den Kopf.

„Aber die Beweise passen.“

Lord Stefan sah für einen Moment zum Fenster.

Hinauf zu dem dunklen Turm.

„Manchmal“, sagte er leise, „braucht ein Reich keinen Schuldigen.“

Er machte eine kurze Pause.

„Nur jemanden, den alle bereit sind zu glauben.“

Lord Stefan trat näher.

„Und manchmal reicht das.“

Er sah zur Krone auf dem Tisch.

Dann wieder zu Mihai.

„Habt Ihr über meine Tochter nachgedacht?“

Mihai sah ihn an.

Für einen Augenblick wusste er nicht mehr, was schlimmer war.

Dass Lord Stefan vielleicht recht hatte.

Oder dass er genau wusste, wann er danach fragen musste.

\*

Die Stufen zum Turm waren feucht und dunkel.

Wasser rann in dünnen Fäden die alten Steine hinab. Über ihm tropfte irgendwo etwas in gleichmäßigen Abständen von der Decke. Tief unten im Hof hörte man dumpf das Klirren von Waffen und das ferne Bellen eines Hundes.

Mihai ging langsam.

Eine Fackel in der Hand.

Der Wind pfiff durch die Schießscharten und ließ die Flamme immer wieder flackern. Lange Schatten glitten über die Wände, verzerrten die schmalen Stufen, ließen alles enger wirken.

Er wusste selbst nicht, warum er wieder hier war.

Vielleicht weil er hoffte, Nicolas würde diesmal endlich etwas sagen.

Vielleicht weil er hoffte, Nicolas würde es nicht tun.

Vor der Zelle blieb er stehen.

Nicolas saß auf der Pritsche, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Sein Kopf war gesenkt. Als das Licht der Fackel über die Gitter fiel, hob er langsam den Blick.

Er sah müde aus.

Und älter.

Als wären aus den letzten zwei Tagen Jahre geworden.

Seine Haare fielen ihm wirr in die Stirn. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten. Der Verband an seiner Seite war durchgesickert.

„Ich dachte schon, du kommst heute nicht mehr.“

Mihai antwortete nicht sofort.

Er schob die Fackel in die eiserne Halterung an der Wand.

Die Flamme flackerte zwischen ihnen auf und warf ihr Licht über die Gitterstäbe.

Dann trat er näher.

Zwischen ihnen lagen nur das Eisen.

Und alles andere.

„Du hast gesagt, du bist unschuldig.“

„Weil ich es bin.“

„Und trotzdem passt alles.“

Nicolas lachte leise.

Nicht spöttisch.

Eher bitter.

„Ja.“

Er sah kurz zu Boden.

„Das tut es.“

Mihai blieb stehen.

Er hatte sich auf Wut vorbereitet. Auf Streit. Auf Ausreden.

Nicht auf das.

Nicht darauf, dass Nicolas selbst klang, als würde er verstehen, warum niemand ihm glauben konnte.

„Ich habe dich gesehen“, sagte Mihai schließlich.

Nicolas runzelte die Stirn.

„Wann?“

„Ein Tag vor der Schlacht.“

Die Antwort kam sofort.

Zu schnell.

„Hinter den Stallungen.“

Für einen Moment sagte Nicolas gar nichts mehr.

Das Feuer der Fackel flackerte zwischen ihnen. Unten im Hof schlug irgendwo eine Tür zu.

„Du hattest etwas unter deinem Mantel.“

Nicolas senkte den Blick.

Nur ganz kurz.

Und genau das genügte.

Mihai spürte, wie sich etwas in seiner Brust zusammenzog.

„Also doch“, sagte er leise.

„Nein.“

„Dann was?“

Nicolas stand auf.

Langsam.

Er trat bis direkt an die Gitter heran.

„Nicht alles, was man versteckt, macht einen zum Verräter.“

„Du versteckst noch immer etwas.“

„Ja.“

Das Wort hing zwischen ihnen.

Klar.

Unüberhörbar.

Mihai starrte ihn an.

„Dann sag es.“

Nicolas schüttelte langsam den Kopf.

„Das kann ich nicht.“

„Warum nicht?“

Nicolas sah ihn an.

Müde.

Verletzt.

Fast verzweifelt.

„Weil es nicht nur mich betrifft.“

Draußen heulte der Wind um den Turm.

Die Fackel knackte leise.

Mihai ballte die Hände.

„Das Messer. Das Verschwinden. Jetzt das.“

„Ich weiß.“

„Du machst es mir verdammt leicht, dir nicht zu glauben.“

Nicolas schluckte.

Sein Blick glitt für einen Moment an Mihai vorbei, irgendwo ins Dunkel hinter ihm.

Dann trat er noch näher.

So nah, dass Mihai seinen Atem sehen konnte.

„Und trotzdem glaubst du mir.“

Es war keine Frage.

Mihai sagte nichts.

Weil Nicolas recht hatte.

Und gerade das machte ihn wütend.

Auf Nicolas.

Auf sich selbst.

Auf alles.

„Du willst nur einen Grund“, sagte Nicolas leise.

„Irgendetwas, das die anderen nicht hören.“

Er griff durch die Gitterstäbe und packte Mihai kurz am Ärmel.

Seine Finger waren kalt.

„Ich habe deinen Vater nicht getötet.“

Mihai hätte seine Hand abschütteln können.

Tat er aber nicht.

Stattdessen sah er auf die Finger an seinem Ärmel.

Und erinnerte sich daran, wie dieselbe Hand ihn vor Jahren vom Dach der Stallungen gezogen hatte, nachdem Mihai geglaubt hatte, er könne von dort in den Heuhaufen springen.

„Du bist ein verdammter Idiot“, hatte Nicolas damals gesagt.

„Und du hast trotzdem mitgemacht“, hatte Mihai gelacht.

Jetzt lachte niemand.

„Dann hilf mir.“

Nicolas schloss kurz die Augen.

Für einen Moment sah er wieder aus wie der Junge vom letzten Sommer. Der Junge, der mit ihm am Fluss gesessen und Steine ins Wasser geworfen hatte. Der Junge, der ihn ausgelacht hatte, weil Ana ihn ansah und Mihai es nicht einmal bemerkte.

Dann öffnete er die Augen wieder.

Und etwas darin war anders.

Schwerer.

„Wenn ich dir sage, was ich versteckt habe“, sagte er leise, „dann wird jemand anderes sterben.“

Mihai spürte, wie ihm kalt wurde.

Nicht von dem Wind.

Nicht von dem Turm.  
Von der Art, wie Nicolas es sagte.  
Nicht wie eine Drohung.  
Nicht wie eine Ausrede.  
Sondern wie etwas, das längst entschieden war.  
„Wer?“

Nicolas ließ seinen Ärmel los.  
Trat einen Schritt zurück.  
Die Gitter lagen wieder zwischen ihnen.

„Frag mich das nicht.“

„Nicolas—“

„Nein.“

Zum ersten Mal klang seine Stimme hart.

Nicht laut.

Aber fest.

„Wenn du mich kennst, dann weißt du, dass ich lüge, wenn ich Angst habe. Dass ich rede, wenn ich nervös bin. Dass ich Dinge dümmer mache, als sie sind.“

Ein kurzes, schiefes Lächeln huschte über sein Gesicht.

Und verschwand sofort wieder.

„Aber jetzt sage ich die Wahrheit.“

Mihai sah ihn an.

Lange.

Und plötzlich dachte er nicht mehr an das Messer.

Nicht mehr an die Zeugenaussage.

Nicht einmal mehr an Nicolas.

Er dachte an Ana.

An die Schritte vor seiner Tür in jener Nacht.

An Nicolas' Blick im Hof vor der Schlacht.

Zu lang.

Zu still.

Und ganz langsam begann sich etwas in ihm zu formen.

Ein Gedanke.

Noch klein.

Noch verschwommen.

Aber gefährlich.

„Wer war bei den Stallungen?“, fragte Mihai leise.

Nicolas erstarrte.

Nur einen Augenblick.

Aber Mihai sah es.

„Niemand“, sagte Nicolas.

Zu schnell.

Wieder zu schnell.

„Nicolas.“

„Lass es.“

„War es Ana?“

Nicolas sah ihn an.

Und für einen Moment war da etwas in seinem Gesicht.

Nicht Schuld.

Nicht Überraschung.

Etwas anderes.

Etwas, das Mihai nicht deuten konnte.

Als hätte er plötzlich eine Tür geöffnet, von der er nicht gewollt hatte, dass sie jemand sieht.

Draußen schlug der Wind gegen die Mauern.

Unten bellte wieder der Hund.

„Lass sie da raus“, sagte Nicolas leise.

Mehr nicht.

Aber das war schlimmer als jede Antwort.  
Mihai trat einen Schritt zurück.  
Plötzlich fühlte sich der Turm enger an.  
Kälter.  
Er verstand es noch nicht ganz.  
Aber er verstand genug.  
Und zum ersten Mal fragte er sich, ob Nicolas nicht nur etwas  
verschwieg.  
Sondern wen.

\*

Die Kapelle war fast dunkel.  
Nur wenige Kerzen brannten noch vor dem steinernen Altar.  
Ihr Licht reichte kaum bis in die hinteren Reihen der alten Holz-  
bänke. Der Rest des Raumes lag im Schatten.  
Der Wind strich um die Mauern der Burg und drückte gegen die  
schmalen Fenster. Ab und zu fuhr ein kalter Luftzug durch die Ka-  
pelle und ließ die Flammen der Kerzen flackern.  
Mihai saß allein in der letzten Reihe.  
Er hatte den Mantel nicht geschlossen. Seine Hände lagen lose  
zwischen den Knien. Das Wappen an der Kette seines Vaters drehte  
sich langsam zwischen seinen Fingern.  
Vor ihm stand der Altar.  
Schwerer Stein. Schwarzes Holz. Dahinter das alte Kreuz.  
Er hasste diesen Raum.  
Seit seiner Kindheit.  
Weil hier alles still war.  
Und weil Stille bedeutete, dass man nachdenken musste.  
Heute hasste er ihn noch mehr.

Er sah das Wappen an.

Dann schloss er die Finger darum.

Nicolas sitzt im Turm.

Der Gedanke kam immer wieder.

Wie ein Messer, das jemand langsam drehte.

Nicolas im Turm.

Wegen ihm.

Weil er nichts entschieden hatte.

Nicht freigelassen.

Nicht verurteilt.

Nur eingesperrt.

Wie ein Feigling.

Er presste die Lippen zusammen.

Vielleicht hatte seine Mutter recht.

Vielleicht war das Schlimmste nicht, falsch zu entscheiden.

Vielleicht war das Schlimmste, gar nicht zu entscheiden.

Die Tür der Kapelle öffnete sich hinter ihm.

Langsam.

Das alte Holz knarrte leise.

Mihai drehte sich nicht um.

Er wusste auch so, wer es war.

Die Schritte waren ruhig.

Langsam.

Nicht wie die schweren Schritte seines Onkels. Nicht wie die schnellen seines Hauptmanns. Nicht wie Ana.

Der Priester blieb neben der Bank stehen.

Für einen Augenblick sagte keiner etwas.

Dann setzte sich Vater Constantin neben ihn.

Nicht direkt.

Ein Stück entfernt.

Gerade weit genug, dass es nicht wie Trost wirkte.

Sein schwarzes Gewand raschelte leise über das Holz.

„Die Menschen kommen immer hierher, wenn sie etwas verloren haben“, sagte er schließlich.

Seine Stimme war ruhig.

Leise.

Fast so, als würde er mit den Schatten sprechen.

Mihai starrte weiter auf das Wappen.

„Und? Finden sie es wieder?“

„Nein.“

Die Antwort kam sofort.

„Aber manchmal finden sie heraus, was sie ohne es sind.“

Mihai lachte leise.

Kurz.

Bitter.

„Dann bin ich wohl ein König.“

Das Wort schmeckte falsch.

Vater Constantin schwieg.

Dann sah er nach vorn.

Zur Reihe der Kerzen.

„Nein“, sagte er.

„Im Moment bist du ein Junge, dessen Vater ermordet wurde.“

Mihai sah ihn an.

Zum ersten Mal.

Die meisten Menschen vermieden diese Worte.

Sie sagten gefallen.

Gestorben.

Verloren.

Als würden andere Worte es leichter machen.

Aber Vater Constantin sagte ermordet.

Einfach so.

Als hätte die Wahrheit keine Angst vor sich selbst.

„Und alle erwarten, dass ich jetzt sofort weiß, was ich tun muss“,  
sagte Mihai leise.

„Meine Mutter.“

„Sie hat Angst“, antwortete Constantin.

„Mein Onkel.“

„Er hat Wut.“

„Lord Stefan.“

„Er hat Hoffnung“, erwiderte der Priester.

Mihai runzelte die Stirn.

„Hoffnung?“

„Dass du den Fehler machst, den er braucht.“

Der Wind fuhr gegen eines der Fenster. Die Flamme einer Kerze  
zitterte.

Mihai sah wieder nach vorn.

„Alle wollen, dass ich Nicolas verurteile.“

Vater Constantin antwortete nicht sofort.

Seine Hände lagen ruhig auf dem dunklen Stoff seines Gewan-  
des.

„Und was willst du?“

Mihai schwieg.

Lange.

„Ich will, dass er unschuldig ist.“

„Das ist nicht dasselbe.“

„Ich weiß.“

Wieder Stille.

Draußen schlug irgendwo eine Glocke.

Einmal.

Dumpf.

„Wenn ich ihn freilasse“, sagte Mihai schließlich, „halten mich alle für schwach.“

„Ja.“

„Wenn ich ihn töte und er war unschuldig—“

„Dann wirst du es nie vergessen.“

Mihai schloss die Augen.

Er dachte an Nicolas im Turm.

An den Blick, mit dem er ihn angesehen hatte.

Nicht wütend.

Nicht flehend.

Fast schlimmer.

Als würde er ihm immer noch vertrauen.

„Was soll ich tun?“, fragte Mihai leise.

Zum ersten Mal klang er wieder wie sechzehn.

Nicht wie ein Herr.

Nicht wie ein König.

Nur wie ein Junge.

Vater Constantin sah ihn lange an.

Das Licht der Kerzen spiegelte sich in seinen dunklen Augen.

„Die gefährlichsten Männer sind nicht die, die lügen“, sagte er schließlich.

„Sondern die, die wollen, dass du schnell genug handelst, um nicht mehr nachdenken zu können.“

Mihai sagte nichts.

„Dein Vater starb, weil jemand wollte, dass alles schnell geschieht. Angst. Wut. Krieg. Verrat. Jeder soll schreien. Niemand soll fragen.“

Der Priester beugte sich leicht vor.

„Wenn alle dieselbe Antwort wollen, solltest du dich fragen, wem sie nützt.“

Mihai sah ihn an.

Langsam.

„Ihr glaubt also, Nicolas ist unschuldig?“

Vater Constantin schwieg einen Moment.

Dann stand er auf.

Sein schwarzes Gewand fiel schwer bis auf den Steinboden.

„Ich glaube“, sagte er ruhig, „dass Schuldige selten so aussehen, wie andere sie am liebsten hätten.“

Er machte einen Schritt zur Tür.

Dann blieb er noch einmal stehen.

Ohne sich umzudrehen.

„Und ich glaube, dass du im Moment sehr darauf achtest, wer dein Feind sein könnte.“

Der Wind fuhr durch die Kapelle.

Die Kerzen flackerten.

„Aber noch nicht genug darauf, wer möchte, dass du den falschen wählst.“

Dann ging er.

Die Tür schloss sich hinter ihm.

Und Mihai blieb allein zurück.

Mit der Kette seines Vaters in der Hand.

Und zum ersten Mal seit Tagen mit dem Gefühl, dass vielleicht nicht alle in dieser Burg wollten, dass er scheiterte.

\*

Wenig später trat Mihai aus der Kapelle in den kalten Nachmit-

tag.

Der Wind war stärker geworden. Über den Mauern lag grauer Nebel. Im Garten hinter der Kapelle bewegten sich die kahlen Zweige der Apfelbäume langsam im Wind.

Mihai blieb einen Moment auf den alten Steinstufen stehen.

Die Glocken der Kapelle hallten noch über den Garten, als hinter ihm Schritte auf dem Kies erklangen.

Nicht eilig.

Nicht laut.

Aber bestimmt.

Mihai drehte sich um.

Seine Mutter kam den Weg entlang.

Zwei Dienerinnen folgten ihr in einigem Abstand, blieben jedoch unten an der Treppe stehen. Die Fürstin selbst trug ein dunkles Kleid aus schwerem Samt. Kein Schmuck. Kein Gold.

Nur die Kette seines Vaters um ihren Hals.

Der Wind bewegte die losen Strähnen ihres schwarzen Haares.

Bischof Andrei neigte leicht den Kopf.

„Meine Herrin.“

„Bischof.“

Sie blieb vor ihnen stehen. Ihr Blick glitt kurz über Mihai.

Nur einen Augenblick.

Aber er sah sofort, dass sie schon wusste, worüber sie gesprochen hatten.

Sie wusste es immer.

„Lord Stefan ist heute Morgen abgereist“, sagte sie.

Mihai hob überrascht den Kopf.

„Abgereist?“

„Für zwei Tage. Er will mit den anderen Häusern sprechen, die Branesti die Treue halten.“

Der Bischof nickte langsam.

„Ein kluger Schritt.“

„Er wird zurückkehren“, sagte seine Mutter ruhig. „Und wenn er zurückkommt, wird er eine Antwort erwarten.“

Da war es wieder.

Immer wieder.

Wie eine Schlinge, die sich langsam enger zog.

Mihai wandte sich ab.

„Vielleicht wäre es einfacher, wenn einfach jemand anders für mich entscheidet.“

Der Bischof lächelte schwach.

Seine Mutter nicht.

„Das ist kein Spiel.“

„Ich weiß.“

„Nein“, sagte sie.

Jetzt trat sie näher.

„Das tust du nicht.“

Ihre Stimme war leise.

Fast gefährlich leise.

„Du glaubst noch immer, du könntest entscheiden wie früher. Nach dem, was du willst. Nach dem, was sich richtig anfühlt.“

Sie blieb direkt vor ihm stehen.

„Aber dein Vater ist tot.“

Wieder diese Worte.

Immer dieselben.

Als würde die ganze Burg sie ihm immer wieder entgegenhalten, bis er irgendwann aufhörte, dagegen anzukämpfen.

„Und wenn ich Elena nicht liebe?“

Der Bischof sah zur Kapelle.

Als hätte er plötzlich etwas sehr Interessantes an den alten Steinen entdeckt.

Seine Mutter hingegen sah Mihai direkt an.

„Dann wirst du lernen, mit ihr zu leben.“

Die Antwort traf ihn härter, als er erwartet hatte.

Nicht weil sie grausam war.

Sondern weil sie so selbstverständlich klang.

Als gäbe es darauf gar keine andere Antwort.

„Hast du Vater geliebt?“, fragte Mihai plötzlich.

Zum ersten Mal seit Langem wirkte seine Mutter überrascht.

Nur einen Moment.

Dann wandte sie den Blick ab.

Hinüber zu den kahlen Rosenbüschen.

„Am Anfang nicht“, sagte sie leise.

Der Wind strich durch den Garten.

Mihai sah sie an.

Er hatte nicht gewusst, dass er diese Antwort hören wollte.

Und jetzt wusste er nicht, was er damit anfangen sollte.

„Aber später?“

Seine Mutter schwieg.

Lange genug, dass Mihai schon dachte, sie würde gar nichts mehr sagen.

Dann nickte sie kaum merklich.

„Später hätte ich die Welt für ihn niederbrennen lassen.“

Die Worte blieben zwischen ihnen hängen.

Rau.

Ehrlich.

Und plötzlich wirkte seine Mutter nicht mehr wie die Fürstin.

Nicht wie jemand, der immer wusste, was zu tun war.

Nur wie eine Frau, die einmal genau dort gestanden hatte, wo er jetzt stand.

Der Bischof trat einen Schritt zurück.

Er war klug genug zu wissen, wann er schweigen musste.

„Und wenn ich nie so für sie empfinden werde?“, fragte Mihai.

„Dann lernst du es trotzdem.“

Seine Mutter sah ihn wieder an.

„Oder du verlierst alles an Männer, die glauben, dass Liebe wichtiger ist als Macht.“

Mihai dachte an Ana.

An ihre Hand.

An den Blick, den Nicolas ihr zugeworfen hatte.

An das Schweigen im Turm.

Und plötzlich fühlte sich alles falsch an.

Nicht nur die Heirat.

Nicht nur Elena.

Alles.

„Es gibt noch etwas“, sagte er leise.

Seine Mutter runzelte leicht die Stirn.

„Was?“

Mihai zögerte.

Der Wind bewegte die Zweige der Zypressen. Über ihnen kreisten zwei Raben über den Türmen.

Er konnte es ihr nicht sagen.

Nicht hier.

Nicht jetzt.

Nicht bevor er wusste, ob er sich irrte.

„Nichts“, sagte er schließlich.

Seine Mutter musterte ihn lange.

Zu lange.

Als würde sie merken, dass er log.

Aber sie sagte nichts.

Stattdessen legte sie ihm kurz die Hand an die Wange.

Fast dieselbe Bewegung wie am Abend zuvor.

„Morgen wird schwer“, sagte sie leise.

„Heute darfst du noch zweifeln.“

Dann ließ sie ihn stehen.

Sie ging langsam den Weg zurück zur Burg. Die Dienerinnen schlossen zu ihr auf. Bischof Andrei folgte ihr schweigend.

Mihai blieb allein im Garten zurück.

Vor ihm lag das Tal im Nebel.

Hinter ihm die Burg.

Und irgendwo dort drinnen waren Ana und Nicolas.

Getrennt.

Und zum ersten Mal fragte Mihai sich, ob zwischen ihnen etwas gewesen war, das er nie hatte sehen wollen.

Ein Blick.

Ein Wort.

Etwas Kleines.

Etwas, das jetzt plötzlich größer wirkte als alles andere.

\*

In dieser Nacht konnte Mihai nicht schlafen.

Jedes Mal, wenn er die Augen schloss, sah er Nicolas im Turm.

Ana im Hof.

Den Blick seines Onkels.

Irgendwann stand er wieder auf.

Die Burg war still. Nur irgendwo in den unteren Gängen hörte man Schritte von Wachen und das ferne Knarren einer Tür.

Fast ohne darüber nachzudenken, ging Mihai zum Arbeitszimmer seines Vaters.

Der Brief lag zwischen alten Rechnungen, Feldberichten und den letzten Befehlen seines Vaters.

Fast hätte Mihai ihn übersehen.

Die halbe Nacht hatte er in Dragomirs Arbeitszimmer verbracht.

Vielleicht auch länger.

Er wusste es nicht mehr.

Irgendwann hatte draußen der Regen aufgehört.

Dann hatte der Wind begonnen.

Irgendwann war das Feuer im Kamin von hellen Flammen zu glimmender Asche geworden.

Irgendwann hatte eine der Kerzen aufgehört zu brennen und war nur noch ein schwarzer, verbogener Stummel gewesen.

Aber Mihai war geblieben.

Er saß hinter dem schweren Schreibtisch seines Vaters.

Zum ersten Mal.

Der Stuhl war zu groß für ihn.

Die Lehne reichte ihm fast bis zum Kopf.

Wenn er die Arme auf die Tischplatte legte, fühlte es sich an, als würde er nur so tun.

Als säße er auf einem Platz, der jemand anderem gehörte.

Und das tat er ja auch.

Der Raum roch nach kalter Asche, Leder und dem schweren, bitteren Duft des Weins, den sein Vater immer getrunken hatte.

Alles war noch wie früher.

Der Mantel hing über dem Stuhl am Kamin.

Die Handschuhe lagen auf dem Tisch.

Selbst der Becher stand noch dort, halbvoll, als würde König Dragomir jeden Augenblick zurückkommen, die Tür aufstoßen und mit seiner tiefen Stimme fragen, was zum Teufel Mihai hier mitten in der Nacht suchte.

Mihai konnte beinahe hören, wie er es sagte.

Er sah zur Tür.

Nichts.

Nur das leise Knacken des Feuers.

Und der Wind draußen, der gegen die Mauern schlug.

Vor ihm lagen Karten, offene Briefe und zusammengefaltete Berichte.

Er hatte die meisten nur überflogen.

Beschwerden aus den Dörfern.

Ein Bauer aus dem Norden bat um Korn, weil die Ernte verdorben war.

Ein anderer schrieb, dass Männer verschwunden waren.

Jemand verlangte mehr Soldaten für die Straße nach Süden.

Ein Feldhauptmann berichtete, dass zwei Wagen mit Pfeilen nie angekommen waren.

Immer wieder dieselben Worte.

Krieg.

Hunger.

Angst.

Mihai hatte versucht, alles zu lesen.

So, wie es ein König tun müsste.

So, wie sein Vater es getan hätte.

Aber nach einer Weile verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen.

Zu viele Stimmen.

Zu viele Probleme.  
Und keine Antwort.  
Er fuhr sich müde mit der Hand durchs Gesicht.  
Dabei verschob er einen Stapel Pergamente.  
Etwas rutschte darunter hervor.  
Ein Brief.  
Unspektakulär.  
Gelbliches Papier.  
Kein besonderes Siegel.  
Nur älter als die anderen.  
Das Wachs war bereits gebrochen.  
Nicht von ihm.  
Jemand anderes hatte ihn längst geöffnet.  
Mihai nahm ihn in die Hand.  
Auf der Rückseite stand in der krakeligen Handschrift seines Vaters nur ein Name.  
Radu.  
Sein Herz schlug plötzlich schneller.  
Er wusste nicht warum.  
Vielleicht nur, weil seit Tagen alles, was mit seinem Onkel zu tun hatte, sich falsch anfühlte.  
Nicht falsch genug, um es greifen zu können.  
Aber genug, um nachts nicht schlafen zu können.  
Radu war überall.  
Im Burghof.  
Im Ratssaal.  
An der Tür seines Gemachs.  
Er sprach mit den Männern.  
Mit den Wachen.

Mit seiner Mutter.

Er traf Entscheidungen, bevor Mihai überhaupt wusste, dass es etwas zu entscheiden gab.

Und jedes Mal, wenn Mihai etwas sagen wollte, blickten alle zuerst zu Radu.

Immer zuerst zu ihm.

Mihai zog den Brief auseinander.

Das Pergament knisterte leise.

Nur wenige Zeilen.

„Bruder,

ich hoffe, du irrst dich.

Denn wenn du recht hast, wird uns das alle noch teuer zu stehen kommen.

Sprich mit niemandem darüber.

Dein Bruder weiß mehr, als er sagt.“

Mihai starrte auf die Worte.

Dein Bruder weiß mehr, als er sagt.

Einen Moment lang verstand er nicht.

Sein Blick blieb an dem Satz hängen.

Dann wurde ihm kalt.

Langsam hob er den Kopf.

Draußen vor dem Fenster peitschte der Wind gegen die Mauern.

Regenwasser tropfte von den Steinen.

Irgendwo tief in der Burg schlug eine Tür zu.

Radu.

Sein Onkel.

Der Mann, der seit dem Tod seines Vaters jede Entscheidung getroffen hatte.

Der ihn zur Hinrichtung drängte.

Der immer schon gewusst hatte, was zu tun war.

Zu gut.

Zu schnell.

Mihai sah wieder auf den Brief.

Dein Bruder weiß mehr, als er sagt.

Aber wessen Bruder?

Der Brief war an Radu gerichtet.

Also musste mit „dein Bruder“ sein Vater gemeint sein.

Oder?

Er las die Zeilen noch einmal.

Und noch einmal.

Bis die Buchstaben unscharf wurden.

Vielleicht hatte jemand Radu warnen wollen.

Vielleicht hatte jemand seinem Vater misstraut.

Vielleicht hatte sein Vater selbst etwas verborgen.

Aber warum hatte er den Brief aufgehoben?

Warum hatte er nur diesen einen Namen darauf geschrieben?

Radu.

Mihai stand auf.

So abrupt, dass der Stuhl hinter ihm über den Steinboden kratzte.

Er ging zum Fenster.

Der Innenhof lag dunkel unter ihm.

Nur wenige Fackeln brannten noch.

Zwei Wachen gingen an der Mauer entlang.

Im Regen sahen sie aus wie Schatten.

Er dachte an seinen Vater.

An den Tag im Wald.

An den Kopf im Sack.

An Radu, der daneben gestanden hatte.

Ruhig.

Fest.

Zu ruhig.

„Du musst stark sein“, hatte er gesagt.

„Du musst entscheiden.“

Und Mihai hatte ihm geglaubt.

Weil er geglaubt hatte, er müsste jemandem glauben.

Ein leises Geräusch hinter ihm.

Die Tür.

Mihai fuhr herum.

Radu stand im Türrahmen.

Den Mantel noch über den Schultern.

Regen glänzte auf seinem Haar und tropfte von der Kante seines  
Kragens auf den Boden.

Er musste gerade erst von draußen gekommen sein.

Für einen Augenblick sagte keiner von ihnen etwas.

Dann fiel Radus Blick auf den Brief in Mihais Hand.

Und für einen einzigen Augenblick –

Nur einen Herzschlag lang –

veränderte sich sein Gesicht.

Nicht viel.

Ein kleines Erstarren.

Etwas, das sofort wieder verschwand.

Aber Mihai sah es.

Und plötzlich war er sich sicher, dass Radu diesen Brief kannte.

„Du solltest schlafen“, sagte Radu ruhig.

Seine Stimme klang wie immer.

Fest.

Beherrscht.

Als wäre nichts.

Mihai hielt den Brief fester.

Das Pergament zerknitterte zwischen seinen Fingern.

„Was bedeutet das?“

Radu schwieg.

Der Wind heulte draußen um den Turm.

Irgendwo im Kamin brach ein Stück verkohltes Holz auseinander und fiel knisternd in die Glut.

„Was bedeutet das?“, fragte Mihai noch einmal.

Diesmal lauter.

Sein Onkel trat langsam näher.

Nicht hastig.

Nicht bedrohlich.

Gerade deshalb wirkte es schlimmer.

Er blieb auf der anderen Seite des Tisches stehen.

Das Feuer warf lange Schatten über sein Gesicht.

Die Narben an seiner rechten Hand traten im flackernden Licht deutlicher hervor.

Regen tropfte von seinem Mantel auf den Stein.

„Nicht alles, was dein Vater wusste, war wichtig“, sagte er schließlich.

Mihai starrte ihn an.

„Und nicht alles, was wichtig war, konnte er verstehen.“

„Das beantwortet meine Frage nicht.“

Zum ersten Mal zuckte etwas in Radus Gesicht.

Kein Ärger.

Eher Müdigkeit.

Oder vielleicht etwas anderes.

„Nein“, sagte er.

„Das tut es nicht.“

Er sah auf den Brief.

Dann wieder zu Mihai.

Lange.

So lange, dass Mihai plötzlich das Gefühl hatte, wieder ein kleiner Junge zu sein.

Einer, der etwas gefragt hatte, das er nicht hätte fragen sollen.

„Wenn du König sein willst“, sagte Radu leise, „musst du lernen, dass manche Wahrheiten gefährlicher sind als Lügen.“

Mihai schluckte.

„Und welche ist das hier?“

Radu antwortete nicht.

Stattdessen trat er um den Tisch herum.

Blieb neben dem Stuhl seines Bruders stehen.

Langsam legte er eine Hand auf die Lehne.

Für einen Moment sah er nicht aus wie der Mann, der Befehle gab.

Nicht wie der Regent.

Nicht wie der Krieger.

Nur wie ein Bruder, der jemanden verloren hatte.

„Dein Vater“, sagte Radu schließlich, ohne Mihai anzusehen, „war ein guter Mann.“

Die Worte klangen seltsam.

Nicht falsch.

Aber unvollständig.

„Und gute Männer“, fuhr Radu leise fort, „sehen oft nur das, was sie sehen wollen.“

Dann hob er den Blick.

Seine Augen trafen Mihai.

Dunkel.

Schwer.

Unergründlich.

„Schlaf jetzt.“

Er drehte sich um und verließ den Raum.

Die Tür schloss sich hinter ihm.

Langsam.

Leise.

Mihai blieb allein zurück.

Mit dem Brief in der Hand.

Mit dem Knacken des Feuers.

Mit dem Wind draußen vor dem Fenster.

Und zum ersten Mal mit dem Gedanken, dass sein Onkel vielleicht log.

Nicht erst seit dem Tod seines Vaters.

Sondern schon lange davor.

\*

Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört.

Aber die Burg wirkte nicht heller.

Über den Mauern hing grauer Nebel. Im Hof riefen Männer durcheinander. Pferde wurden gesattelt. Irgendwo schlug Metall auf Metall.

Mihai hatte kaum geschlafen.

Der Brief seines Vaters lag noch immer in seiner Tasche.

Und jedes Mal, wenn er an Radus Gesicht dachte, an diesen einen kurzen Augenblick, wusste er sicherer, dass etwas nicht stimmte.

Als er die Treppe in den Hof hinunterging, war die Burg bereits voller Menschen. Diener trugen Stoffbahnen und Kisten durch den

Nebel. Soldaten standen an den Mauern. Überall wurde für die Krönung vorbereitet.

Als hätte der Tod seines Vaters nur Platz gemacht für das Nächste.

Hinter ihm öffnete sich die Tür des inneren Turms.

Eine Gruppe Diener trat hinaus, beladen mit schweren Stoffbahnen in Schwarz und Dunkelrot. Für die Krönung. Einer stolperte beinahe auf den Stufen, fing sich wieder, murmelte eine Entschuldigung.

Niemand achtete auf Mihai.

Zum ersten Mal seit Tagen war ihm das fast lieber.

Er wollte gerade weitergehen, als er am anderen Ende des Hofes eine Bewegung sah.

Ana.

Sie kam aus dem Seitengang neben den Stallungen. Den Mantel eng um sich gezogen. Eine Dienerin ging hinter ihr, blieb jedoch ein paar Schritte zurück.

Ana hob den Kopf.

Ihre Blicke trafen sich.

Nur für einen Moment.

Dann blieb sie stehen.

Mihai spürte sofort, dass etwas nicht stimmte.

Nicht wegen ihres Gesichts.

Sondern weil sie ihn ansah, als wüsste sie bereits, dass sie allein waren.

Dass niemand zuhörte.

Oder dass sie hoffte, niemand würde es tun.

Er ging auf sie zu.

Langsam.

Mit jedem Schritt wurde ihm bewusster, wie offen der Hof war. Wie viele Menschen hier waren. Wie viele Augen.

Als er vor ihr stehen blieb, senkte Ana sofort den Blick.

„Du solltest nicht hier sein“, sagte Mihai leise.

„Du auch nicht.“

Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

Der Wind hob eine lose Strähne ihres dunklen Haares an. Sie sah müde aus. Blasser als sonst.

„Ich habe gehört, Nicolas ist zurück.“

Mihai nickte.

„Er sitzt im Turm.“

Ana schloss kurz die Augen.

Nur für einen Herzschlag.

Aber Mihai sah es.

Und plötzlich war da wieder dieses Gefühl.

Dieser Gedanke.

Noch immer verschwommen.

Aber nicht mehr so klein wie vorher.

„Ana“, sagte er langsam.

Sie hob den Blick.

„Warst du vor der Schlacht bei den Stallungen?“

Er sah genau, wie sich ihr Gesicht veränderte.

Nur ganz leicht.

Ein kurzes Erstarren.

Dann schüttelte sie den Kopf.

Zu schnell.

„Nein.“

„Ana.“

„Nein.“

Jetzt sah sie ihn direkt an.

Und etwas in ihrem Blick machte alles nur schlimmer.

Weil sie nicht wütend aussah.  
Nicht überrascht.  
Nur ängstlich.  
„Warum fragst du das?“  
Mihai wusste selbst nicht mehr, was er hören wollte.  
Ein Nein.  
Ein Geständnis.  
Irgendetwas.  
Etwas, das endlich alles einfacher machte.  
„Nicolas hat etwas verschwiegen“, sagte er leise.  
„Und ich glaube, es hatte mit dir zu tun.“  
Ana wurde bleich.  
Nicht viel.  
Aber genug.  
Sie trat einen halben Schritt zurück.  
„Mihai—“  
„Sag mir einfach die Wahrheit.“  
Der Hof verschwand um ihn herum.  
Die Stimmen.  
Die Pferde.  
Der Wind.  
Plötzlich gab es nur noch sie beide.  
Ana sah an ihm vorbei.  
Zu den Stallungen.  
Genau dorthin.  
Und da wusste Mihai, dass er recht hatte.  
Nicht alles.  
Aber genug.  
„Er wollte mir helfen“, sagte sie schließlich.

So leise, dass Mihai sie fast nicht verstand.

„Wobei?“

Ana schluckte.

Ihre Hände zitterten leicht unter dem Mantel.

„Ich wollte weg.“

Mihai sah sie an.

Erst verstand er die Worte gar nicht.

Dann verstand er sie.

Und es fühlte sich an, als hätte jemand ihm den Boden unter den Füßen weggezogen.

„Weg?“

Ana nickte kaum merklich.

„Vor der Schlacht. Nicolas wollte mir ein Pferd bringen.“

Da war es.

Das, was Nicolas verschwiegen hatte.

Nicht ein Brief.

Nicht ein Verrat.

Nur ein Pferd.

Für sie.

Für Ana.

Damit sie verschwinden konnte.

Mihai wusste nicht, was schlimmer war.

Dass Nicolas deswegen geschwiegen hatte.

Oder warum Ana hatte fortwollen.

„Warum?“, fragte er leise.

Ana sah ihn lange an.

Dann senkte sie den Blick.

„Weil ich geblieben wäre.“

Mihai verstand zuerst nicht.

Der Wind fuhr über den Hof.

„Wenn ich geblieben wäre“, sagte Ana leise, „hätte ich jeden Tag gehofft.“

Sie schluckte.

„Auf dich. Auf uns. Auf etwas, das niemals hätte sein dürfen.“

Mihai sagte nichts.

„Nicolas hat es gemerkt“, sagte sie.

„Er hat gesagt, ich soll gehen, bevor ich es nicht mehr kann.“

Der Wind fuhr über den Hof.

Hinter ihnen schlug irgendwo eine Tür.

„Ana—“

„Und ich wollte nicht bleiben und zusehen.“

Ihre Stimme brach fast bei den letzten Worten.

Für einen Moment sagte keiner etwas.

Dann hörte Mihai Schritte.

Schwere Schritte.

Er drehte sich um.

Onkel Radu stand am anderen Ende des Hofes.

Nicht weit entfernt.

Zu nah.

Er sagte nichts.

Er sah nur zu ihnen herüber.

Und obwohl sein Gesicht ruhig war, wusste Mihai sofort, dass er lange genug dort gestanden hatte.

Lange genug.

„Mein Lord“, sagte Radu.

Ganz ruhig.

„Die Lords sind angekommen.“

Ana trat sofort zurück.

Senkte den Blick.

Wieder nur ein Mädchen aus dem Haushalt.

Wieder niemand.

Radu sah erst Mihai an.

Dann Ana.

Nur einen Augenblick.

Dann lächelte er.

Ein kleines, dünnes Lächeln.

„Verzeiht die Störung.“

Aber Mihai glaubte ihm kein Wort.

Als Radu gegangen war, blieb nur noch der Wind im Hof zurück.

Ana wich seinem Blick aus.

Dann zog sie den Mantel enger um sich und ging wortlos davon.

Mihai sah ihr nach, bis sie hinter den Stallungen verschwand.

Erst dann merkte er, dass er die Hände so fest zu Fäusten geballt hatte, dass seine Finger weh taten.

Nicolas hatte gelogen.

Nicht über den Mord.

Über Ana.

Und plötzlich wusste Mihai nicht mehr, ob ihn das erleichtern oder noch wütender machen sollte.

Denn wenn Nicolas deswegen geschwiegen hatte, dann hatte er lieber sich selbst sterben lassen, als Ana zu verraten.

Hinter den Fenstern der großen Halle brannte Licht.

Stimmen.

Musik.

Das Fest.

Elena.

Mihai hob den Kopf.

Dann ging er zurück in die Burg.

ENDE

**Möchtest du wissen, wie es weitergeht?**

Der vollständige Roman ist jetzt erhältlich. Alle Kaufmöglichkeiten findest du auf unserer Webseite:

**Print & eBook (Kindle):**

<https://aktiokrat.com/de/books/der-weg-zur-macht>

Vielen Dank, dass du die Leseprobe gelesen hast.

Wir hoffen, du bist genauso gespannt auf die Fortsetzung wie Mihai Dragomir!